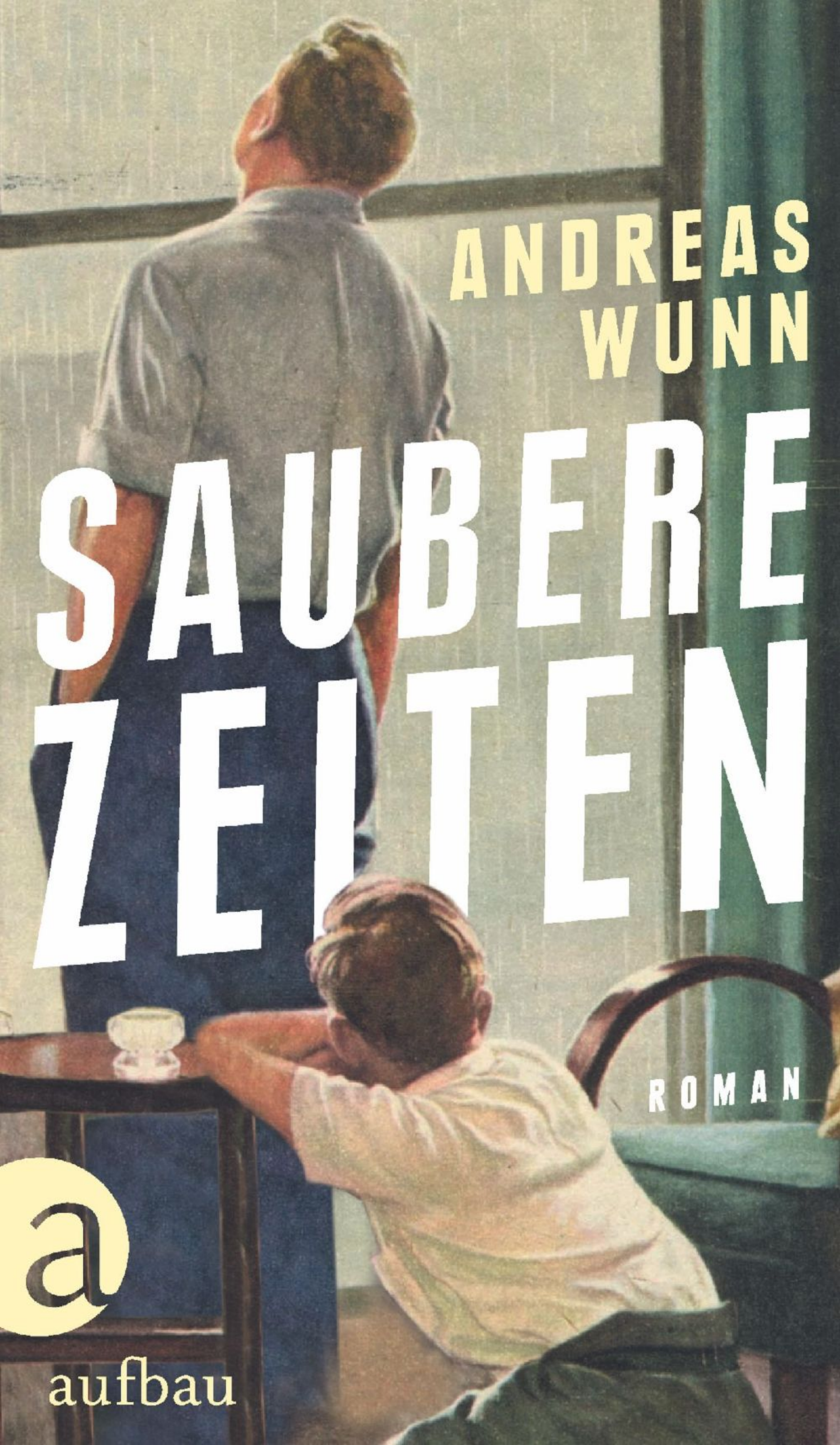


The background of the cover is a painting. It depicts a man in a light blue shirt and dark trousers standing with his back to the viewer, looking out a window. In the foreground, another man in a light-colored shirt is seated at a dark wooden table, leaning forward with his head resting on his arms. On the table, there is a small glass. The overall style is that of a mid-20th-century book cover.

ANDREAS
WUNN

SAUBERE ZEITEN

ROMAN



aufbau

ANDREAS WUNN
SAUBERE ZEITEN

**ANDREAS
WUNN**

SAUBERE ZEITEN

R O M A N

 **aufbau**

Personen und Handlung im Roman sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig
und nicht beabsichtigt.



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

ISBN 978-3-351-03890-8

Aufbau ist eine Marke der
Aufbau Verlage GmbH & Co. KG

1. Auflage 2023

© Aufbau Verlage GmbH & Co. KG, Berlin 2023

© Andreas Wunn, 2023

Einbandgestaltung Rothfos & Gabler, Hamburg

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

www.aufbau-verlage.de

FÜR NOAH

ERSTER TEIL

PROLOG

Irgendwie habe ich das Gefühl, es wäre besser gewesen, wenn meine Mutter früher gestorben wäre. Oder später. Aber nicht ausgerechnet ein paar Monate, nachdem ich eingeschult wurde.

Meine letzte Erinnerung an sie ist der Moment, in dem sie mir meine Schultüte überreichte. Es war Spätsommer. Wir standen vor dem mächtigen Schulgebäude aus rotem Backstein, das bestimmt schon hundert erste Klassen gesehen hatte. Die Sonne stand tief. Eine Eiche spendete Schatten. Meine Mutter roch nach Vanille. Sie zupfte meine Jacke zurecht. Sie gab mir einen Kuss, wischte mir danach den Lippenstift von der Wange und strich mir übers Haar. Sie trat ein paar Schritte zurück und schoss mit ihrer Polaroidkamera ein Foto von mir, zog das Bild aus dem Apparat und wedelte. In diesem Moment war sie wie eine Prinzessin mit Fächer. Dann beugte sie sich über mich, zeigte mir das fertige Foto, sah mir in die Augen und zog mich an ihre Hüfte und hielt mich. Mit dem Foto winkte sie meinen Vater, der lächelnd abseits stand, an meine andere Seite, drückte einer anderen Mutter die Kamera in die Hand und reckte sich ihr ausgelassen entgegen. Es ist das letzte Bild von uns. Wir lächelten alle drei.

Es hatte in den Monaten danach noch unzählige gemeinsame Momente gegeben. Aber ich kann mich nicht an sie

erinnern. Es gibt keine Fotos davon. Eingebrannt in meinen Kopf hat sich der Augenblick, als Herr Fegedank an mein Pult trat. Er sagte, dass mein Vater auf mich wartete. Herr Fegedank war unser Klassenlehrer. Ein hagerer Mann mit warmer Stimme, strengem Blick und kalten Händen. Das wussten wir, weil er uns an den Ohren zog. Jetzt aber legte er mir eine Hand auf die Schulter. Die Hand war schwer. Ich spürte sofort, dass etwas nicht stimmte. Ich spürte es in meinem Bauch und in meinem Brustkorb. Mein Atem ging hektisch und flach. Die anderen sahen zu, wie ich mein Heft und mein Federmäppchen zusammenpackte. Die Schulsekretärin, die in der Tür stand, nahm mich bei der Hand und brachte mich ins Lehrerzimmer. Dort kniete sich mein Vater vor mich hin und sagte mir, was passiert war.

Das Flugzeug war am Vorabend in Frankfurt gestartet. Es sollte nach Kanada fliegen. In Kanada wohnte Mamas Onkel Hermann. Irgendwo über dem Atlantik verschwand die Maschine. Mein Vater hörte es an jenem Morgen in den Radionachrichten. Deutsches Flugzeug auf dem Weg nach Toronto abgestürzt. Vermisst über dem Nordatlantik.

An die Tage danach kann ich mich nicht erinnern. Von der Beerdigung habe ich nur schattenhafte Bilder im Kopf. Tanten, die ich kaum kannte, und besorgte Nachbarn in Schwarz. Feuchte Taschentücher in der Hosentasche. Sahniger Kuchen in meinem Mund.

Schon auf der Beerdigung kämpfte ich vergeblich gegen das Verschwinden meiner Mutter aus meinem Kopf. Ich konnte mich plötzlich nicht mehr an ihr Lachen erinnern, an ihre Stimme. Wäre sie später gestorben, so dachte ich irgendwann, und wäre ich älter gewesen – alle Erinnerung an sie hätte ein

Fundament und einen sicheren Platz in mir gehabt. Wäre sie aber früher gestorben, wären der Schmerz und der Verlust nicht so brennend gewesen. Denn vielleicht hätte ich mich dann gar nicht an sie erinnert.

Doch so geriet ich immer wieder in Panik, weil ich sie zu vergessen begann. Noch konnte ich ihr Gesicht sehen. Ich konnte sehen, wie sie im Wohnzimmer in ihrem Lesesessel saß und las. Sie liebte ihren Lesesessel, er war schlicht, aber elegant und in einem Dunkelgrün gepolstert, das ich wunderschön fand, und stammte aus ihrer Studienzeit. Ich konnte mich an sie in ihrem Lesesessel erinnern. Ich konnte sehen, wie sie ihr Buch hielt. Sie las immer. Mich sah ich zu ihren Füßen oder auf ihrem Schoß. Manchmal blickte sie auf und lächelte mich an.

Ich habe mich nie wieder jemandem so nah gefühlt.

All die Bilder von ihr, sie verblichen vor meinen Augen. So wie ein Polaroid von Zauberhand ein Bild zeigte, erlosch umgekehrt die Erinnerung an meine Mutter. Ich wuchs mit der Gewissheit auf, dass meine Mutter und meine Bilder von ihr für immer verloren waren.

Kurz vor ihrer Abreise nach Kanada hatte sie mir ein knallrotes Plastikflugzeug geschenkt.

Mit so einem Flugzeug fliege ich zu Onkel Hermann, hatte sie mir erklärt. Ich liebte dieses Flugzeug und spielte in diesen Tagen oft damit. Ich startete auf meinem Bett und ahmte die Turbinengeräusche nach. Ich flog durch den Flur in die Küche, dann ins Wohnzimmer, die Fensterbank mit den Blumentöpfen entlang. Hinter dem Fernsehsessel begann ich mit dem Landeanflug und setzte schließlich auf dem Sofa auf, wo Kanada lag. Am Tag nach dem Absturz war mein Flugzeug

verschwunden. Ich trauerte um meine Mutter, aber ich trauerte auch um mein Flugzeug. Und ich hasste mich dafür. Ich glaube, ich wusste schon damals, dass mein Vater es genommen hatte. Aber ich habe ihn nie danach gefragt.

Jetzt sitze ich hier und schreibe. Das Fenster ist geöffnet. Draußen dröhnt der Verkehr. Doch ich höre auch das Meer, das Tosen und Schäumen der Wellen.

Wenn ich heute an meine Mutter denke, denke ich auch an mein knallrotes Plastikflugzeug. Und an meinen Vater. Und ich spüre, dass ich schon damals begann, auch um ihn zu trauern. Denn nicht nur meine Mutter war in den Tiefen des Atlantiks versunken. In den Wochen und Monaten und Jahren danach fühlte es sich an, als wäre auch mein Vater in einem dunklen Ozean verschollen.

1

Der Anruf kam nach der Spätkonferenz. Ich musste noch einen Text redigieren, das würde mich höchstens dreißig Minuten kosten. Die Nachrichtenlage war mau. Aber ich hatte inzwischen nichts gegen ruhige Tage. Mein Büro war ein Würfel aus Glas, ein Einzelbüro inmitten des geschäftigen Großraums. Ich starrte in den Computer und dachte über meinen Rücken nach, der schmerzte, weil ich zu viel saß. Mein Smartphone war auf lautlos gestellt und lag neben der Tastatur. Als es vibrierte, stellte ich mir vor, dass es sich wie von Geisterhand und in Zeitlupe Richtung Schreibtischkante bewegte, wie im Film. Nummer unbekannt. Ich ging nicht sofort ran, sondern wartete. Dann schubste ich das Handy über die Kante, fing es mit einer Hand auf und tippte mit dem Zeigefinger der anderen aufs Display.

»Hallo?«, sagte ich. Ich setzte mich gerade und streckte den Rücken. Ich meldete mich nie mit Namen, was meinen Vater jedes Mal halb verrückt machte.

»Spreche ich mit Jakob Auber?«

»Ja.« Manchmal ruft jemand an, und man weiß sofort, dass etwas passiert ist.

»Tut mir leid, Ihnen schlechte Nachrichten zu übermitteln. Ihr Vater ist bei uns auf die Intensivstation eingeliefert worden.«

»Was ist passiert?«

Als ich auflegte, hörte ich nur noch das Grundrauschen des Redaktionsraums. Tastengeklapper, Telefonklingeln, gedämpftes Lachen. Ich roch den Kaffee und schmeckte die trockene Luft der Klimaanlage. Ich starrte durch das Glas in den Großraum und sah das Gesicht meines Vaters. Seit Monaten hatte ich keinen Kontakt mehr zu ihm. Nach meinem letzten Besuch hatte ich mir geschworen, ihn vorerst nicht mehr zu besuchen. Zwar hatte er nur noch mich. Aber ich war jetzt Ende dreißig und hatte keine Lust mehr, mich für meinen Beruf zu rechtfertigen.

Ich nahm die Tram Richtung Schönhauser Allee. Beim Aussteigen dachte ich darüber nach, ob das Gelb von Tram und U-Bahn die Farbe Berlins ist oder doch das Grau des Winters. Zu Hause packte ich für den nächsten Tag ein paar Sachen.

Am Vormittag stieg ich am Hauptbahnhof in den ICE und saß Stunden später in der Regionalbahn und fuhr durch Rheinland-Pfalz. Nach Hause zu fahren, war eine Weltreise. Trier lag am Rande Deutschlands. Früher war es mir so vorgekommen, als läge Trier am Rande der Welt. Der Zug fuhr die Mosel entlang. In der Dämmerung sah ich die steilen Weinberge vorüberziehen, davor mein Spiegelbild in der Scheibe.

»Endstation Trier für Sie?«, fragte die Schaffnerin.

Ich nickte nur.

Es war zu spät, um direkt ins Krankenhaus zu fahren. Ich hatte einen Schlüssel zum Haus meines Vaters, zu meinem Elternhaus. Meinem Vaterhaus.

In diesem Reihenhaus konnte ich mich blind bewegen. Ich

musste das Licht nicht einschalten. Ich wusste, wo jedes einzelne Möbelstück seinen Platz hatte. Ich wusste, dass die Wanduhr stand, weil meinem Vater das Ticken auf die Nerven ging. Ich wusste, dass die vorletzte Treppenstufe ins Dachgeschoss, wo wir als Kinder Schatzsuche gespielt hatten, knarrte (später hatte ich sie immer ausgelassen, wenn ich nachts nach Hause kam und oben noch bei offenem Dachfenster eine rauchen wollte).

Es roch wie immer. Nach Büchern und Beständigkeit. Hier hatte sich nichts verändert, seitdem ich nach dem Abitur ausgezogen war. Als ob die Zeit eingefroren war. Das fand ich abschreckend und rührend zu gleich. Abschreckend war für mich immer die bleierne Schwere dieses Hauses gewesen und das laute Schweigen darin. Nach dem Tod meiner Mutter ist es ein Trauerhaus geblieben, das habe ich meinem Vater zum Vorwurf gemacht. Davon spürte ich jetzt fast nichts mehr. Vielleicht weil mein Vater nicht hier war.

Ich machte Licht und ließ die Rollläden herunter. Auf dem Wohnzimmertisch lag eine Ausgabe des *Trierischen Volksfreunds*. Mein Vater las darin immer zuerst die Todesanzeigen. Die Zeitung war aufgeschlagen, das Kreuzworträtsel ausgefüllt. Ich blätterte zur Seite eins. In den Schlagzeilen ging es um den Klimawandel, den trockenen Sommer und dessen Auswirkungen auf die Weinlese.

Im Bücherregal gab es ein Fach für Familienfotos, direkt neben dem Stuhl am Kopfende des Tisches. Das war der Stuhl meines Vaters. Ich glaube, ich hatte noch nie dort gesessen. Jetzt nahm ich Platz und zündete mir eine Zigarette an. Heute würde ich einfach im Wohnzimmer rauchen. Ich blies den Rauch in die Mitte des Raumes und sah durch die Schwaden

am anderen Ende des Wohnzimmers den dunkelgrünen Lesesessel meiner Mutter. Ich meinte, sie darin sitzen und lesen zu sehen. Ich starrte in den Rauch und wandte irgendwann den Blick ab, betrachtete die gerahmten Fotos, die im Bücherregal leicht schräg Spalier standen.

Ich sah meine Mutter, jung und strahlend, mit ihren dunklen langen Haaren. Mit mir als Baby im Arm. Es gibt nicht viele Fotos von uns beiden. Ich sah ein Foto von meinem Vater und mir. Wir stehen vor einem Restaurant in Berlin. Wir haben meinen Uni-Abschluss gefeiert und wirken beide müde und bemüht zugleich. Und ich sah ein Kindheitsfoto meines Vaters mit seinem Vater, meinem Großvater, keines dieser alten gestellten Bilder, vom Fotografen in Szene gesetzt, sondern ein schwarz-weißer Schnappschuss aus einem Sommerurlaub: Strand, Südfrankreich. Meine Großmutter hat das Foto gemacht. Es zeigt meinen kleinen Vater in Kniestrümpfen. Er hat Schuhe an und wirkt wie ins Bild geschoben. Er kann nicht weglaufen, denn sein Vater hält ihn an der Hand. Mein Großvater hat sein Jackett nicht ausgezogen, es spannt über seinem Bauch. Die Anzughose ist hochgekrempelt. Er ist barfuß. Mein Großvater schaut nicht in die Kamera, sondern darüber hinweg. Ein Mann mit Vision. Er steht im Sand, als gehöre der Strand ihm.

2

Mein Großvater war ein genialer Tüftler, aber konnte nicht mit Geld umgehen, sagte mein Vater über ihn. Die Rezepte sprudelten nur so aus ihm heraus. Die Ideen kamen ihm zu jeder Tages- und Nachtzeit. Auf seinem Nachtschrank lagen Ringblock und Bleistift. Mehrmals in der Woche tastete er schlaftrunken nach dem Schalter der Nachttischlampe, nahm Brille und Block und schrieb die Ideen auf, die ihm im Traum gekommen waren. Mein Großvater war ein dicker und stolzer Mann. Im Laufe seines Lebens hat er Brausepulver, Kaugummi, einen Traubenzucker-Riegel, ein Herzmedikament, Instant-Knödel, eine Faltencreme, ein Haarwasser, Getränkesirup und eine Kräuterlimonade erfunden.

Und das Waschmittel.

Als kleiner Drogist hatte er angefangen. Sein Pulverwaschmittel machte ihn reich. Bescheiden, wie er war, nannte er dieses Waschmittel einfach nach sich selbst: Auber. Und meine Großmutter, eine elegante und ehrgeizige Frau, auf Fotos stets mit schmalem Lächeln und pompösen Hüten, soll den Werbeslogan dazu erfunden haben (der vielleicht auch irgendwie auf der Hand lag): »Auber macht sauber!«. Dieser Spruch, graphisch garniert mit einem handgemalten Bild einer glücklichen Hausfrau, prangte in den fünfziger Jahren in ganz Wirtschaftswunder-Deutschland. Auf Litfaßsäulen,

Bussen und Lastwagen, in Zeitungsannoncen und auf Werbeblättern.

Ich war acht Jahre alt, als mein Großvater starb. Er wohnte mit meiner Großmutter in einem kleinen Haus in der Eifel, dessen Garten mir damals riesengroß vorkam. Das Haus lag auf einem Hügel, und hinter dem Gartenzaun, den mein Großvater mit Stacheldraht gesichert hatte, ging es steil nach unten. Ich erinnere mich, dass mein Großvater sehr laut war, wenn wir im Garten Monster spielten. Er war ein gutes Monster. Ich erinnere mich, dass wir in der Küche gemeinsam Spiegelei mit Schinken brieten. Er wollte niemanden in der Küche haben außer mir. Er brachte mir Schach und Backgammon bei, machte mit mir Liegestützwettbewerbe und mixte mir Limonade, wann immer ich welche wollte. Wenn er ein Vollbad nahm, ließ er so viel Wasser und Schaum ein, dass es das vollste Vollbad war, das ich je gesehen hatte. Er zeigte mir seine Krawatten und Hüte und erlaubte mir, mich damit zu verkleiden. Er ließ mich in seinem roten Opel Manta Cabrio vorne sitzen. Damals hatte er sein Geld und die Häuser lange verloren, aber für mich war er der reichste Mann der Welt.

Ich erinnere mich auch, wie sich mein Vater und mein Großvater anschrien, wenn wir zu Besuch waren. Dass wir überstürzt abreisten. Dass meine Großmutter auch dann lächelte, wenn sie traurig war.

Sie war es, die meinen Großvater im Keller unter seiner Reckstange fand. Es war wohl ein Herzinfarkt. Am Tag nach der Beerdigung zeigte mir mein Vater, wo genau sie ihn gefunden hatte. Die Treppe war aus glattem Stein und sehr steil. Im Keller war es kühl. Ich stand unter der Reckstange, blickte nach oben und stellte mir vor, wie mein Großvater hier zu-

sammengebrochen war. Dann fiel mein Blick in die vordere Ecke des Kellers, bei der Tür. Hier lagen Sprudelflaschen aufgestapelt, darin die Probeproduktion einer neuartigen Kräuterlimonade. Die Flaschen hatten kein Etikett, die Flüssigkeit darin war fast braun.

»Darf ich probieren?«, fragte ich meinen Vater.

»Nein«, antwortete er und sah weg.

In der Nacht schlich ich mich hinunter in den Keller und gab dabei auf jede Stufe acht. Ich öffnete eine der Flaschen und trank. Die Limonade schmeckte würzig und süß. Lange saß ich an die klammen Ziegel gelehnt auf einer Holzpalette in der Dunkelheit und trank Schluck für Schluck die ganze Flasche aus. Dann ging ich in den Garten und warf die leere Flasche über den Stacheldrahtzaun. Ich hörte, wie sie den schwarzen Hang hinunterrollte.

Noch heute weiß ich, wie die Kräuterlimonade meines Großvaters schmeckte. Und selbst wenn ich irgendeine Industrie-Kräuterlimonade trinke, denke ich an Theodor Auber, meinen Großvater.

3

In dieser Nacht schlief ich im Gästezimmer. Lange hatte ich in diesem Haus nicht mehr übernachtet, selbst wenn ich mal zu Besuch war. Bis heute weiß ich nicht, warum ich nicht gleich am ersten Abend einen Blick in mein früheres Zimmer geworfen habe.

Ich frühstückte nicht. Ich rief mir ein Taxi und fuhr zum Krankenhaus. Mein Vater war nicht bei Bewusstsein, als ich in sein Krankenzimmer trat. Schläuche in seinem Mund und Arm. Leises Rauschen der Maschinen. Noch leiseres Piepsen.

Das Gesicht meines Vaters war grau. Es war eingefallen und schmaler, als ich es in Erinnerung hatte. Er sah zehn Jahre älter aus als bei unserer letzten Begegnung, die immerhin etliche Monate her war. In diesem Moment wurde mir bewusst, dass er sterben könnte.

»Es war ein Schlaganfall«, sagte der Arzt im Hereinkommen. Ich drehte mich um und sah zu ihm auf. Er war größer und etwas jünger als ich, was sich merkwürdig anfühlte.

»Ist es ernst?«, fragte ich.

»Ja.«

»War er bei Bewusstsein?«

»Nur kurz. Er hat nach Ihnen gefragt.«

»Was hat er gesagt?«

»Er war sehr schwach und konnte kaum sprechen, ver-

langte nach Zettel und Stift.« Er drückte mir einen Briefumschlag in die Hand. »Von Ihrem Vater«, sagte er und ließ mich allein.

Ich setzte mich auf den Stuhl an seinem Bett. Erst jetzt nahm ich den Krankenhausgeruch wahr. Licht drang durch die Löcher der Jalousie und warf Streifen auf die Bettdecke. Ich öffnete den Briefumschlag. Auf dem karierten Notizzettel mit dem Logo des Krankenhauses standen nur zwei Wörter. Sie waren in unsicheren, dünnen Strichen gezeichnet, als ob er mit letzter Kraft oder der falschen Hand geschrieben hätte.

Drempel.

Bis zu diesem Moment war ich nicht sicher gewesen, ob es dieses Wort überhaupt gab. Ich hatte es immer nur aus dem Mund meines Vaters gehört. Mein Vater mochte alte Wörter und schlug sie gerne in alten Lexika nach. Ich hatte es noch nie geschrieben gesehen. Ein Drempel war der schräge Stauraum eines ausgebauten Dachgeschosses. In unserem Haus führte vom Dachzimmer aus eine niedrige Holztür mit Magnet-schloss dorthin. Seit Jahren hatte ich nicht hineingeschaut. Man musste sich ducken, um sich durch die Tür zu zwängen. Unterhalb der Dachschräge konnte man sich nur auf allen vierecken bewegen. Als Kind hatte ich mich manchmal dort oben versteckt oder Schatzsuche gespielt.

Kiste.

Das zweite Wort war kaum zu entziffern, aber ich war mir ziemlich sicher, dass es Kiste lautete.

Ich wollte noch nicht nach Hause. Ich starrte meinen Vater an und stellte mir vor, dass er plötzlich die Augen aufschlug. Ich war mir nicht sicher, was ich fühlen sollte. Ich glaube, ich

wollte nicht, dass Drempel und Kiste die letzten Worte meines Vaters an mich waren. Ich aß in der Krankenhaus-Kantine. Dann rief ich mir ein Taxi und ließ mich auf Umwegen nach Hause fahren. Ich sagte dem Taxifahrer, er solle die Landstraße durch die Weinberge nehmen. Ich legte mich hin, um etwas zu schlafen.

Als ich aufwachte, lag ich eine Weile nur da und starrte an die Decke. Dann hastete ich die Treppe hoch ins Dachgeschoss, die vorletzte Stufe knarrte verlässlich, und öffnete die Tür zum Drempel. Ein staubiger Dschungel ausgemusterter Dinge auf altem PVC-Boden empfing mich. Ein paar Umzugskartons standen dort, darin wahrscheinlich noch Sachen von mir, außerdem Tüten und Taschen. Eine alte Bohrmaschine in Originalverpackung. Eine Reisetasche, vollgestopft mit alten Kleidungsstücken meines Vaters und drei leere Lederkoffer unterschiedlicher Größe. Bücherkisten. Zwei Stehlampen mit bräunlich verfärbten Schirmen. Zerbeulte Töpfe und eine alte Pfanne. Ich war auf Knien und arbeitete mich voran. Mein Handy strahlte an die silberne Dachisolation. Staub tanzte im Lichtschein. Mir wurde schnell heiß, die Luft war unangenehm trocken. Ganz hinten stand eine schlichte Holzkiste mit zwei Griffen aus Seil. Der Deckel ließ sich problemlos abheben.

Das Innere der Kiste roch nach Leder und Papier und Vergangenheit. Doch sie war leer. Bis auf ein schmales Lederetui auf dem staubigen Grund. Kein wertvolles, sondern ein billiges Autoschlüsseletui. Ein Werbegeschenk aus dem Autohaus unten am Moselufer. Dort brachte mein Vater seit Jahrzehnten seinen Golf zur Reparatur. Dort kaufte er alle zehn Jahre einen neuen Golf. Der Name des Autohauses war sil-

bern auf der Rückseite des Etuis gedruckt. Autohaus Schopf.
Ich zog den kurzen Reißverschluss auf. Ein Schlüssel. Er war
nicht am Metallring des Etuis eingeklinkt, sondern lose.

Und es war kein Autoschlüssel.

4

Ich setzte mich auf den Platz meines Vaters am Kopfende des Esszimmertisches und legte den Schlüssel neben das Whiskyglas vor mir. Es war eines der schweren Gläser meines Großvaters, sie hatten einen Goldrand und hatten die Pleite irgendwie überdauert. Mein Vater hatte mir früher verboten, daraus zu trinken. Er wollte den Goldrand schonen. Mein Vater trank keinen Whisky. Er trank Wein.

Die Whiskyflasche hatte ich vorletzte Weihnachten mitgebracht. Ich weiß noch, ich war an der Mosel entlang rüber nach Luxemburg gefahren, weil dort die Auswahl größer ist. Ich kaufte einen guten Whisky. Als ich ihm erzählte, dass der Whisky fünfzig Euro gekostet hatte, fand er das zu teuer. Er probierte ihn nicht, sondern trank seinen Weißwein. Trotzdem stand meine Whiskyflasche prominent in der Auslage des Wohnzimmerschranks, auf dem goldenen Tablett mit den Gläsern mit Goldrand.

Es war Abend, und ich hatte noch nichts gegessen. Der Whisky fühlte sich warm an in Hals und Magen. Er versetzte mich in einen angenehmen Schwebezustand. Ich hatte die Terrassentür einen Spalt aufgelassen, obwohl es draußen kühl war. Wie immer, wenn ich aus Berlin hergekommen war, nahm ich die Stille überdeutlich wahr.

Der Schlüssel kam mir bekannt vor. Es war ein Türschlüssel

der älteren Sorte, grob und schwer. Mein Vater musste betrunken oder verwirrt gewesen sein, anders konnte ich mir diese Aktion nicht erklären.

Eine Sprachnachricht von Sophie. Ich zog das Handy zu mir her und machte es mir zur Herausforderung, mit geschlossenen Augen und dem kleinen Finger der linken Hand den Pfeil auf dem Display zu treffen, um die Nachricht abzurufen. Es war nicht ihre Stimme, die ich hörte, sondern das Kinderplappern von Oskar.

»Papa«, sagte er. »Wann kommst du denn, Papa? Gute Nacht, Papa!«

Das mit Oskar bekamen wir gut hin. Sonst eigentlich nichts. Sophie wusste nicht, dass ich bei meinem kranken Vater in Trier war. Ich musste ihr für das kommende Wochenende absagen. Auch in der Redaktion musste ich Bescheid geben. Seit Wochen sprachen Sophie und ich nicht mehr über uns, vielleicht waren es schon Monate. Wir sprachen über Oskar. Eigentlich sprachen wir gar nicht, sondern schickten uns Nachrichten. Ich schrieb fast immer. Sophie sendete lieber Sprachnachrichten. Ich mochte immer noch den Klang ihrer Stimme und ihren behaglichen Dialekt. Sie sprach nicht wirklich Bayerisch, es war nur eine leichte Färbung. Ihre Stimme klang warm und freundlich und gab mir ein gutes Gefühl. Wir verständigten uns über Abholzeiten und Kleinkind-Essgewohnheiten. Aber nicht mehr über uns.

Es gibt viele Dinge, die ich heute anders machen würde. Ich würde mehr kämpfen. Aber vielleicht hätte ich sie am Ende trotzdem verlassen.

Ich trank aus, löschte das Licht im Esszimmer und ging die Treppe hinauf. Den Schlüssel ließ ich auf dem Esstisch liegen.

Das Reihenhaus hatte im ersten Stock drei Zimmer und ein Bad. Im Gästezimmer verstaute ich die Sachen aus meiner Reisetasche im Schrank. Auf dem Weg ins Bad warf ich einen Blick in das Schlafzimmer meines Vaters. Alles akkurat aufgeräumt, das Bett gemacht. An der Wand neben dem Ehebett das Hochzeitsfoto meiner Eltern. In den ersten Jahren nach dem Tod meiner Mutter schlich ich mich oft in dieses Zimmer, wenn ich nicht einschlafen konnte. Mein Vater saß unten auf dem Sofa und schaute Fernsehen. Ich saß oben im Schneidersitz auf dem Fransenläufer neben seinem Bett und betrachtete mit schräg gelegtem Kopf das Hochzeitsfoto. Meine Mutter lächelte mich an. Mein Vater schaute ernst und wichtig und wirkte mit der Krawatte wie verkleidet. Er trug einen dunklen Anzug, meine Mutter ein dunkelgrünes Kleid aus Samt. Sie wollte unbedingt heiraten, aber nicht in Weiß, hatte mir mein Vater mal erzählt.

Jetzt stand ich auf eben diesem Läufer und fühlte die weichen Fransen an meinen bloßen Füßen. Ich betrachtete das Foto von oben, nicht von unten, wie früher als Kind. Aus diesem Winkel wirkte es fremd auf mich. Meine Eltern wirkten fremd auf mich. Ich erinnerte mich, dass ich als kleiner Junge an vielen Abenden hier saß und still zu diesem Foto aufblickte. Wenn ich hörte, dass mein Vater den Fernseher ausschaltete, schlich ich mich schnell zurück in mein Zimmer, sprang ins Bett und stellte mich schlafend. Für den Fall, dass er noch mal nach mir sah.

Ich ging ins Bad und putzte mir die Zähne. Im Bad hingen in niedriger Höhe immer noch meine Kinder-Handtuchhalter, eine gelbe Hand und ein grüner Fuß. Ich erinnerte mich daran, wie ich als Kind schlaftrunken vor dem Heizöfchen auf

den braunen, runden Badfliesen kauerte und langsam aufwachte, während mein Vater in der Dusche stand und meine Mutter unten das Frühstück machte. Mein Vater malte für mich Strichmännchen auf die vom Wasserdampf beschlagene Duschwand. Er malte immer drei Strichmännchen: Vater, Mutter, Kind. Nach dem Flugzeugabsturz hörte er damit auf.

Ich ging zurück ins Gästezimmer und setzte mich auf das schmale Bett. Ich nahm mein Handy und wischte mich durch die E-Mails aus der Redaktion. Ich überlegte, ob ich noch etwas lesen sollte. Ich hatte ein Buch von Hemingway dabei, *49 Depeschen*, Zeitungsberichte und Reportagen von ihm als jungem Journalisten, als er schon in Europa lebte. Dann stand ich auf und trat in den Flur. Das dritte Zimmer, direkt neben dem Bad, war mein Zimmer. Mein Vater hatte mein Zimmer genau so gelassen, wie es war, als ich zum Studium ging. Mit meinen alten Jugendmöbeln und den Postern und den Dingen, die ich nicht mehr brauchte. Ich drückte die Klinke herunter. Abgeschlossen.

Ich verstand sofort. Ich lief die Treppe hinunter ins Wohnzimmer, nahm den Schlüssel vom Tisch, stürmte die Treppe wieder hoch und nahm dabei zwei Treppenstufen auf einmal. Oben angekommen, war ich außer Atem. Ich ärgerte mich über das Theater, das mein Vater mir aufzwang: Drempel, Kiste, Schlüssel, Zimmer.

Ich steckte den Schlüssel ins Schloss, drehte ihn und öffnete die Tür. Ich blickte in schwarzes Dunkel. Der Rollladen musste komplett heruntergelassen sein. Abgestandene Luft schlug mir entgegen. Ich drückte auf den Lichtschalter, doch das Licht funktionierte nicht. Also nahm ich mein Handy und leuchtete.

Keine Spur von meinen Möbeln und Sachen. Stattdessen wirkte der Raum wie ein vergessenes Privatarchiv. Mein Handylicht streifte zunächst über eine Fotowand. Schwarz-Weiß-Bilder, dicht an dicht auf die Tapete geklebt. Manche waren auf DIN-A4 vergrößert. Ich entdeckte Fotografien, die meinen Großvater zeigten, andere meinen Vater, meine Großmutter. Alte Familienfotos, Szenen aus dem Alltag, dem Familienleben, aus einer Fabrik. Ein paar Schwarz-Weiß-Fotos zeigten eine junge Frau, die ich nicht kannte, sie wirkten sehr alt und waren größer als die anderen. Dazwischen auch Farbfotos aus meiner Kindheit. Auch einige mit meiner Mutter.

Die ganze Wand hing voller Fotos, von der Fußbodenleiste bis unter die Decke. Auf der gegenüberliegenden Seite standen einfache Holzregale, gefüllt mit nummerierten Aktenordnern. Auf dem obersten Bord ein paar Pappkisten. Die Mitte des Zimmers nahm ein Schreibtisch mit einer Schreibtischlampe ein. Ich knipste sie an. Ein Lesesessel schälte sich aus der Dunkelheit. Neben der Balkontür ein Stehpult, darauf ein aufgeschlagenes Buch. Ich ging hinüber. Es war von Stefan Zweig: *Brasilien. Ein Land der Zukunft*. In der anderen Ecke stand auf einem halbhohen Büroschrank wie auf einem Altar ein Magnetophon 203 von Telefunken. Es war ein kompaktes Reisetonbandgerät mit Henkel, groß wie zwei Schuhkartons, aber schwer wie eine Bücherkiste. Ich wandte mich wieder dem Regal zu und entdeckte, dass es nicht nur Aktenordner enthielt, sondern auch hohe, schlanke Lederkladden und dazwischen Plastikhüllen mit Tonbändern von Agfa. Ich drehte mich neben dem Lichtkegel der Lampe langsam und ungläubig um mich selbst und kam mir vor wie in einer Kulisse. So

als hätte Steven Spielberg all dies hier für eine Filmszene drieren lassen.

Damals wusste ich noch nicht, dass die Lederkladden die Tagebücher meines Großvaters waren. Damals wusste ich noch nicht, dass mein Vater viele Stunden lang auf diese Tonbänder gesprochen hatte. Dass er in den Aktenordnern Seiten über Seiten Material zusammengetragen hatte. Damals begriff ich noch nicht, dass ich eigentlich nichts wusste. Über meinen Großvater nicht und nicht über die Schuld, die er auf sich geladen hatte. Über die Nöte meines Vaters. Über mich selbst.

Ich schreibe jetzt alles auf und schreibe immer weiter, auch wenn es hier, weit weg von zu Hause, nachmittags fast unerträglich heiß wird. Alles, was ich zu Papier bringe, basiert auf dem, was ich in meinem alten Jugendzimmer vorgefunden habe. Auf den Erinnerungen, die mein Vater mir hinterlassen hat. Als ich vor diesem Erinnerungsschatz stand, in meinem alten Zimmer, fühlte ich mich, als breche ein Damm. Würde mich das alles überrollen? Würde es mich befreien? Ich brauchte einen Drink. Mein Vater hatte mir nie etwas erzählt von sich. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich das Gefühl, dass mein Vater mit mir spricht.